

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen

Als Jesus zwölf Jahre alt war, ging er mit seinen Eltern wie alle Jahre nach Jerusalem zum Passafest hinauf, nach dem Brauch des Festes. Und als die Tage vorüber waren und sie wieder nach Hause gingen, blieb der Knabe Jesus in Jerusalem, und seine Eltern wussten's nicht. Sie meinten aber, er wäre unter den Gefährten, und kamen eine Tagereise weit und suchten ihn unter den Verwandten und Bekannten. Und da sie ihn nicht fanden, gingen sie wieder nach Jerusalem und suchten ihn.

Und es begab sich nach drei Tagen, da fanden sie ihn im Tempel sitzen, mitten unter den Lehrern, wie er ihnen zuhörte und sie fragte. Und alle, die ihm zuhörten, wunderten sich über seinen Verstand und seine Antworten. Und als sie ihn sahen, entsetzten sie sich.

Und seine Mutter sprach zu ihm: Mein Kind, warum hast du uns das getan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht. Und er sprach zu ihnen: Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass ich sein muss in dem, was meines Vaters ist? Und sie verstanden das Wort nicht, das er zu ihnen sagte.

Und er ging mit ihnen hinab und kam nach Nazareth und war ihnen gehorsam. Und seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen. Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen.

Liebe Gemeinde, liebe Mütter und Söhne, liebe Töchter und Väter,

ich glaube, unter den vielen Erzählungen der Bibel ist das hier eine, die den allermeisten von uns unmittelbar besonders nahe geht. Was da beschrieben wird, haben auf die eine oder andere Weise nur wenige nicht erlebt. Mir hat sich der Moment auf einem Volksfest unvergesslich ins Gehirn gebrannt, an dem ich um mich schaute und mit einem Mal realisierte, dass meine Mutter nicht mehr neben mir war. Meine Frau erinnert sich an Schreckenserlebnis im Urlaub, und ich glaube, in Ihren Köpfen haben sich ähnliche Erinnerungen eingebrannt – sei es aus dem Erleben des verloren gegangenen Kindes, sei es als Erinnerung eines verzweifelt suchenden Elternteiles.

Da ist für den Prediger die Verlockung groß, bei diesem Moment zu verweilen – oder bei den Momenten. Es sind ja mehrere: der Augenblick der Erkenntnis, die Zeit der bangen Ungewissheit, das Wiederfinden, die Erleichterung, der Zorn, der dann hochsteigt. Und auch das offenkundige anschließende An-Einander-Vorbei-Reden, in das sich Jesus und Maria daraufhin verwickeln, böte Anschlusspunkte für den einen oder anderen Gedanken. Als Vater eines 13jährigen weiß ich, wovon ich da sprechen würde.

Aber das will ich nicht tun. Ich bin ja weder Psychologe noch Erziehungsberater. Pfarrer bin ich, Theologe – und so will ich von dem sprechen, was diese Erzählung aus „glaubenstechnischer“ Sicht für mich spannend macht. Und da bitte ich Sie nun, mal das Bild in die Hand zu nehmen, das Sie vorhin am Eingang bekommen haben. Sie werden es erkannt haben: es ist ein Ausschnitt

aus einem Gemälde, das drüben im Ostchor hängt.



Abgebildet ist genau die Szene, die – ja, die gibt es eigentlich gar nicht. Denn der Künstler hat sich eher frei an der biblischen Vorlage orientiert. Schauen Sie sich Maria an – so, wie sie dargestellt ist, eine wahre Heilige. Mit richtigem Heiligenschein – ich kenne hier in St. Anna kein anderes Gemälde, auf dem so etwas dargestellt ist – mit andächtig, ergriffenem Blick, so als wäre sie einer der Hirten der Heiligen Nacht, mit gefalteten, betenden Händen.

Mit der Mutter Jesu, wie sie uns der Evangelist in der Tempelszene beschreibt, hat diese Maria nicht viel gemein. Da ist kein Zorn, kein Vorwurf. Noch nicht einmal die Erleichterung darüber, den verlorenen Sohn wiedergefunden zu haben, steht dieser Maria noch ins Gesicht geschrieben. Offenkundig hat der Maler die Geschichte anders im Kopf gehabt als sie bei Lukas geschrieben steht. Er stellte sich wohl vor, dass Maria ganz auf Heiligenart mehr Zeit und Ruhe mitgebracht hatte als eine verzweifelte Mutter aufbringen könnte. Die Maria des Künstlers hört zu. Und offenkundig hört sie etwas, was sie packt. Es mögen die Worte des Kindes sein – es mag die Tatsache sein, dass dieses Kind der eigene Sohn ist – jedenfalls, so sehe ich das Bild, geschieht da gerade etwas mit Maria. Sie macht eine neue Entdeckung. Sie lernt etwas.

Und das tut auch Jesus. Das ist das nächste, was mir erst das Bild klar macht. Da hat Jesus zwar den Finger erhoben, ganz auf lehrersart, um auf etwas hinzuweisen – aber er spricht nicht. Sein Mund ist geschlossen – und seine Augen hängen an den

Lippen des Schriftgelehrten, der ihm gegenüber ebenfalls lehrend, mahnend den Finger erhoben hat. Wenn von den beiden gerade einer spricht, dann ist es der Alte, und der Junge, Gottes Sohn, hört zu und lernt.

Und ihm gleich tun es alle Anwesenden. Die beiden sind umringt von der Menge der Tempelbesucher, die gebannt miterleben, wie sich da zwei, die sich etwas zu sagen haben, über Fragen der Toraauslegung und des Glaubens austauschen.

Das vermisse ich schmerzlich. Nicht erst seit Corona – aber seitdem, seit Begegnungen so schwer geworden sind, besonders. Was wir wohl voneinander lernen könnten, wenn wir einander zuhören könnten – und nicht nur immer Sie mir oder einer meiner KollegInnen?

Das Kind aus der Krippe ist in die Schule gegangen, ist von seinen Lehrern in die heiligen Schriften eingewiesen worden, lernt. Mir kommen dazu Erzählungen aus dem Alten Testament in den Sinn, die von Sodom und Gomorrah zum Beispiel, in denen Gott selbst als einer beschrieben wird, der im Gespräch mit Abraham nachdenklich wird und seine Absichten noch einmal überdenkt. Das Glaube auch mit Wissen und mit Denken, mit Lehre zu tun hat – ich denke, das ist einer der wesentlichen Gedanken, die wir heute aus dieser Geschichte mitnehmen sollten. Und vielleicht sollten wir tatsächlich einmal Glaubensgespräche über Videokonferenzen versuchen, solange das anders nicht geht.

Das Bild hier hat mir geholfen, ein Zweites zu entdecken. Mir fällt auf, dass, obzwar das Gemälde voller Personen ist, Jesus völlig frei in der Mitte abgebildet ist. Da mögen gestalterische Überlegungen des Malers den Ausschlag gegeben haben, der sein Bild so komponiert hat, dass sich alle Aufmerksamkeit auf den holden Jüngling in der Bildmitte fokussiert – aber darin verbildlicht sich nun etwas ganz Wesentliches: unser Glaube macht frei.

Der junge Jesus war ja kein Revoluzzer. Er wundert sich über seine Eltern, dass die ihn nicht verstehen, das schon – aber am Ende geht er folgsam mit nach Hause, und nimmt weiter zu an Alter und Weisheit.

Doch genauso selbstverständlich wie seine Rückkehr nach Nazareth war es für ihn offenkundig, dass an diesem Tag, bei dieser Gelegenheit sein Platz im Tempel war. Als seine Eltern sich auf den Weg zurück nach Hause gemacht hatten, da war es für ihn deswegen nicht von Bedeutung, was die möglicherweise von ihm erwarteten. Sein Platz, dass wusste er ohne nachdenken zu müssen, war „in dem, was meines Vaters ist.“

Vielleicht ist es etwas weit hergeholt – aber ich sehe, wenn ich auf dieses Bild blicke, auch die Bilder des jungen Augustinermönches, der ganz alleine vor dem Kaiser steht und seine Schriften widerrufen soll. Und sich weigert, weil es nicht geht. Weil er sich im Glauben durch sein Gewissen gebunden erlebt. „Hier stehe ich, ich kann nicht anders.“

Als Christen leben wir als freie Menschen. Freilich nicht in dem neuzeitlichen Sinn frei, dass wir einfach tun und lassen, was wir möchten oder nicht, sondern insofern

uns unsere Verankerung in Gott davor befreit, uns von Erwartungen anderer abhängig zu machen. Oder uns diesen Erwartungen gar zu unterwerfen.

Das ist keine bequeme Freiheit. Denn sie lässt anecken. Das musste Jesus erleben, der an diesem Tag im Tempel auf einem mal einer Mutter gegenüber stand, deren Gesichtsausdruck ich mir entschieden anders vorstelle als den der Maria auf dem Bild, das hat Martin Luther erlebt, und das erleben wir, wenn uns unser Glaube Dinge manches nicht tun lässt, was „man“ doch gut tun kann; wenn er uns auf Positionen und Überzeugungen beharren lässt, die unbequem sind, wenn er uns eintreten lässt für die, die stören, keine Stimme haben.

Nein, bequem ist diese, unsere christliche Freiheit nicht. Aber achten wir sie nicht gering. Denn in ihr liegt die Kraft, zu widerstehen, wo Unrecht Leid bewirkt.

Und deswegen: leben wir sie. Gott zur Ehre, und den Schwachen, denen ohne Stimme zum Wohl. Amen